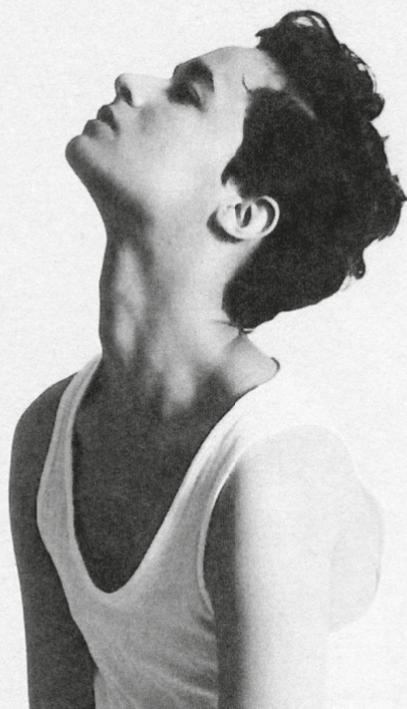


Helwig Arenz
Nachts die
Schatten

ars vivendi

Roman



ars vivendi[®]

HELWIG ARENZ

NACHTS DIE SCHATTEN

ROMAN

ars vivendi

Originalausgabe

1. Auflage Oktober 2016
© 2016 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,
90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Dr. Felicitas Igel
Druck: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier der Papierfabrik Schleipen. Das eingesetzte
Material stammt aus ökologisch und sozial verantwortungsvoller Forstwirtschaft.
Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-720-9

Nachts die Schatten

I

Der Junge aus Stein

Auf dem Marktplatz bei uns in der Altstadt gibt es einen Brunnen. Auf dem Sockel steht eine Steinfigur. Das ist einfach ein Junge mit einem Korb voller Essen. Es sieht fast so aus, als sei er eben aus der Bäckerei am Platz vom Einkaufen gekommen.

Wenn man ihn sich genauer ansieht, was kaum jemand macht, kann man erkennen, dass sein Gesicht traurig ist. Anrührend traurig. Fast, als sehnte er sich danach, lebendig zu sein und nicht aus Stein.

Dieser Junge erwacht eines Nachts zum Leben, die Rathausglocke hat eben zwölf Uhr geschlagen, er steigt von seinem Sockel.

Der Junge mit dem Korb ahnt aber nicht, dass ein einziger Mensch noch wach ist und ihm zusieht: ein kleines Mädchen, das eben von zu Hause ausgerissen ist.

Die beiden werden für eine Zeit lang Freunde und treffen sich jede Nacht. Ihre kleinen Absätze klappern verstohlen auf dem mittelalterlichen Pflaster, und ihre kleinen, kalten Händchen fassen einander.

Eines Tages, als das Mädchen schon lange nicht mehr von zu Hause weglaufen will, weil es in ihm endlich einen Freund gefunden hat, geschieht etwas Schlimmes. Die beiden haben sich in ihrer kindlichen Freude lachend und spielend bis hinunter zum Flussufer gewagt, und da schlafen sie später müde Arm in Arm ein. Als sie erwachen, ist die Nacht vorbei, und die Sonne brennt auf ihr Gesicht. Sie rennen angstvoll zum Brunnen, der leer ist. Die Leute stehen herum und wundern sich und rufen aufgeregt. Der Junge sieht das Mädchen an, in seinen Augen sind Tränen. Er sagt ihr, dass er heute Nacht zum letzten Mal von seinem Sockel gestiegen sei und dass ihre Zeit nun vorbei sei. Nachts um drei Uhr muss er hinaufklettern, wird sie noch einmal ansehen und dann beim Schlag der Glocke für immer zu Stein werden.

Das Mädchen erschrickt fürchterlich. Hätte sie ihn damals doch nicht heimlich beobachtet! Nun hat er nicht mal mehr jene drei Stunden Leben in der Nacht.

Sie reißt ihre Hand aus seiner und rennt fort. Nachts, ehe die Glocke dreimal schlägt, geht der Junge traurig zum Markt. Den ganzen Tag hat er sich aus Angst vor den Leuten versteckt und ist bei Einbruch der Dämmerung noch einmal überallhin geschlichen, wo er zusammen mit ihr gewesen ist.

Als er in der Dunkelheit auf den Platz tritt, sieht er auf die Uhr. Er ist spät dran, noch eine letzte Minute. Die Glocke fängt schon an zu schlagen. Vor ihm huscht plötzlich eine graue Gestalt über das Pflaster. Sie ist so grau wie aus Stein gemacht. Der Junge erschrickt, weil die Gestalt auf den Sockel klettert und zur Uhr sieht. Er rennt über den Platz, es ist ihm ganz egal, wie viel Lärm er macht. Die Glocke schlägt wieder. Das Mädchen auf dem Sockel, die langen Zöpfe unter eine Mütze geschoben, den Korb mit den Broten und dem leuchtenden Obst in der Hand, blickt noch einmal lächelnd zu dem Jungen, es schlägt zum dritten Mal, und ihr Blick ruht friedlich und unendlich fern auf seinem Gesicht.

Die verlorene Erinnerung

Wenn der Vater nicht heimkam und die Mutter nach der Hausarbeit noch etwas Zeit hatte, kniete sie sich auf den blanken Boden und zog die Polsternägel aus dem Kanapee.

Sie brauchte dazu nichts als ihre langen falschen Fingernägel. Mit einer Wut, die sonst keiner bei ihr sah, griff sie in den geblühten Stoff und spannte ihn mit aller Macht über die Polster, bis er so straff war wie ein prall gefüllter Ballon.

Wenn man etwas sauber macht, nimmt man etwas weg. So denke ich jedenfalls. Man nimmt Schmutz weg, Krümel und eingetrocknete Flüssigkeiten. Bei meiner Mutter war es anders. Wenn sie sauber machte, tat sie zu allem etwas dazu. Etwas, das unerbittlich strahlte wie die Wäsche in der Werbung mit dem weißen Riesen. Etwas, das das Gegenteil von uns Kindern war. Meine Brüder und ich hielten uns von der Reinheit unserer Mutter fern, wenn wir konnten.

Wir schlichen dann durch die Wohnung und trauten uns nicht, etwas anzufassen. Wir wagten es nicht, die aufgeschüttelten Kissen plattzudrücken, niemand legte sich in die frisch gemachten Betten. Mein Bruder Kai sagte zu mir: »Wenn du dich auf das Sofa wirfst, platzt es, und du fliegst aus dem Fenster.« Es klang halb wie eine Lüge, halb wie ein Locken.

Ich wusste nicht, ob das *Fliegen* in seinem Satz etwas Schlimmes oder Schönes war.

Und ich wusste auch noch nicht, dass es später einmal einen Moment geben würde, in dem ich mir nichts sehnlicher wünschen würde, als mich mit aller Last, mit allem Gewicht in dieses pralle Kissen fallen zu lassen. In dem ich mir nichts sehnlicher wünschen würde, als zu fliegen. Egal, wohin. Hinter mir das Knallen, wenn die weit überspannte Blase der Schuld und der Wut zerplatzen würde.

Der Ballon platzte damals nicht. Denn der Vater lümmelte an den Wochenenden Kuhlen in die Couch, und der Stoff leierte wieder aus wie alte Haut über schwindenden Knochen.

Mit kerzengeradem Rücken saß meine Mutter auf einem Stuhl vor ihm. Über die Kante ihrer Zeitschrift sah sie ihn scharf an.

»Hast du ein Wort für mich?«, fragte der Vater sie. Verwirrt sah die Mutter von ihm weg in ihr Rätsel. Dann buchstabierte sie vorsichtig: »S-o-u-t-e-r-r-a-i-n.«

»Keller«, antwortete der Vater, ohne zu zögern.

Der Keller

Früher schwamm unter dem Haus unserer Eltern ein Keller.

Das Haus roch nach Essig im Frühling, der Keller aber nach Dingen, über die man nicht spricht. Wir Kinder waren dafür zuständig, das Stiegenhaus einmal in der Woche zu putzen. Oben war die Kellertreppe noch passabel. Aber je dunkler es weiter unten wurde, desto schmutziger wurde es, denn wir fegten den Dreck einfach mit Karacho in das dunkle Loch.

In meiner Erinnerung ist die Treppe keine Treppe, sondern eine Leiter, eine schiefe, rostige, die durch eine Luke in eine andere Welt führt, einen Schiffsbauch voller seltsamer Kreaturen. Wenn mir die Mutter auftrag, Kartoffeln zu holen, oder mich losschickte, um die Kohlenschütte aufzufüllen, hatte ich oft Angst.

Wenn es besonders schlimm war, ging ich zu meinem ältesten Bruder Torsten.

»Torsten, ich muss dir etwas zeigen!«, rief ich aufgeregt, den Korb oder die Schütte hinter meinem Rücken versteckt.

»Was denn?«, fragte er und blickte von seinem Buch oder Schulheft auf. Er sah dann immer ein wenig mürrisch aus.

»Komm mit!«, forderte ich ihn auf.

»Wohin denn?«, wollte er wissen.

»In den Keller«, antwortete ich. Er verzog den Mund und sah mich kopfschüttelnd an, dann stand er seufzend auf und sagte mit einem schiefen Lächeln: »Also gut, gehen wir.«

Manchmal, wenn er mich an der Kellertür stehen sah, unschlüssig, zögernd, die eine Hand auf der Klinke, kam er zu mir, nahm mir den Eimer aus der Hand und ging selbst für mich Briketts holen oder Kartoffeln.

Mein Bruder Kai war anders. Wenn er mich furchtsam in den Keller schleichen sah, kam er mir leise nach. Leise wie ein Windhauch strich er die Treppen hinunter. Dann stellte er sich in einen dunklen Winkel und wartete auf mich. Er musste nicht hervorspringen oder schreien, er stand einfach nur da und starrte mich an.

Wenn meine Brüder nicht da waren und ich in den Keller musste, band ich mir manchmal eine unsichtbare Pistole um.

Bettgeschichten

Ich habe geweint. Meine Mutter sitzt am Bett und sieht mich hilflos an.

»Was soll ich denn machen, kleiner Stopf?«, fragt sie mich und streicht mir über den Kopf. Ihre Nägel machen ein singendes Geräusch in meinen Haaren. »Ich komm doch bald wieder.«

Ich bitte sie, mir ein Märchen zu erzählen. »Das von dem Jungen aus Stein.«

»Von dem Jungen aus Stein? Das kenn ich doch gar nicht!«, sagt sie fast verzweifelt.

»Aber das hast du mir doch erzählt!«, beharre ich. Sie erinnert sich nicht, da erzähle ich ihr das halbe Märchen selbst, bis sie ruft: »Ach ja, das Buch! Das ist ein Buch!« Glücklicherweise springt sie zum Regal, sucht, rennt zur Tür und macht das große Licht an, sucht wieder.

»Hier ist es! Das ist es!« Sie wirft es mir auf die Bettdecke und lächelt ganz erleichtert. »Das ist es. Sieh dir die Bilder an, ja? Du darfst das kleine Licht anlassen. Ich bin bald zurück!«, sagt sie.

Aber ich verlange, dass sie es mir vorliest. Sie sieht verstohlen auf die Uhr. Dann seufzt sie und setzt sich an die äußerste Kante des Bettes.

»Der Junge aus Stein«, beginnt sie zu lesen. Während sie die erste Seite liest, blättert sie ein bisschen vor und schaut, wie lang das erste Kapitel ist. Die Seiten gleiten durch ihre Finger wie ein endloser Wasserstrahl. Sie seufzt noch mal, dann lässt sie das Buch sinken. Sie dreht es um und überfliegt den Text auf der Rückseite. Runzelt die Stirn. Endlich schließt sie die Augen und fängt an zu erzählen.

Aber in ihrer Version ist das Märchen viel kürzer, als ich es kenne.

»Aber was ist mit den Elfen? Der Junge und das Mädchen treffen auch einmal die Elfen!«, erinnere ich sie. Meine Mutter schüttelt den Kopf und sieht auf die Uhr.

»Heute nicht«, sagt sie.

Als sie geendet hat, löscht sie das Licht und will gehen.

»Warte!«, rufe ich. In der offenen Tür dreht sie sich noch einmal zu mir um.

»Gibt es wirklich Elfen?«, frage ich sie. Sie nickt: »Natürlich.« Dann will sie die Tür schließen.

»Warte!«, rufe ich noch mal. Sie schiebt ihren Kopf durch den Spalt in der Tür.

»Was ist denn noch, du kleiner Plagegeist?«, fragt sie mit gespielterm Tadel.

»Gibt es auch Geister?«, frage ich sie hastig.

»Nein, es gibt keine Geister, schlaf jetzt!«, antwortet sie.

Ein letztes Mal rufe ich nach ihr und sage: »Aber wenn es Elfen gibt, dann gibt es doch auch Geister!«

»Das stimmt«, antwortet sie ein wenig überrascht, »aber nicht hier. Jetzt schlaf endlich.«

Ich will noch etwas sagen, aber in diesem Moment schallt die Stimme meines Vaters herauf, laut und ungeduldig: »Bist du fertig?«

»Ich komme!«, ruft sie hinunter. Ein fahriges Lächeln erscheint auf ihrem Gesicht, sie wirft mir noch einen Kuss zu und geht.

Als die Eltern fort sind, schleiche ich aus dem Bett. Ich spiele ein Spiel. Solange ich den Boden nur mit den Zehen berühre, darf ich überallhin gehen. Komme ich aber mit den Fersen auf, muss ich sofort zurück ins Bett. Denn die Abdrücke der Fersen sind für die Erwachsenen sichtbar. Mit wackeligen Schritten bewege ich mich durch den Flur. Lange verharre ich vor der Tür, ehe ich leise klopfe.

»Nein!«, schreit es sofort von drinnen.

Wenn ich den Griff nur mit dem Ellbogen berühre, ist es so, als hätte ich ihn gar nicht berührt. Ich öffne und schlüpfte ins Zimmer meiner Brüder. Kai und Torsten springen auf. Sie haben auf dem Teppich gesessen und sich gemeinsam etwas angesehen. Schnell versteckt Torsten es unter dem Bett. Was es ist, sehe ich nicht.

»Du sollst nicht einfach reinkommen!«, sagt Kai böse.

»Kann ich bei euch schlafen?«, frage ich Torsten.

»Nein«, sagt Torsten. »Komm, geh wieder ins Bett.«

Aber ich stehe einfach nur da und rühre mich nicht. Wenn ich ganz still bin, wenn man mich nicht hört, ist es vielleicht so, als wäre ich gar nicht da.

Torsten kommt zu mir, legt mir die Hand auf die Schulter und führt mich zurück in mein Zimmer. Weil er so schnell geht, berühren meine Fersen den Boden. Nun habe ich das Spiel verloren.

Ich bin wach und warte, so lange, bis ich draußen etwas höre. Ein Auto. Ich stürze zum Fenster und sehe, wie das Auto in unsere Einfahrt holpert. Die Türen werden aufgerissen, und schon sind meine Eltern herausgesprungen. Meine Mutter geht viel zu schnell, sodass sie in ihren hohen Schuhen schwankt. Sie schwankt, als wären ihre Beine aus Gummi und die Füße am Boden befestigt.

An der Tür sucht sie den Schlüssel, aber sie findet ihn nicht, weil ihre Hände sich so komisch bewegen. Als würde man einen Videofilm vorspulen. Aber nur die Hände werden vorgespult, alles andere ist normal schnell. Mein Vater tritt hinter sie und umfasst sie. Ich sehe

die beiden nicht, weil sie sich nun ganz eng in die Tür drücken. Es dauert eine Weile. Warum gehen sie nicht rein? Warum kommen sie nicht?, frage ich mich.

Endlich sind sie im Haus. Ich bin erleichtert, weil ich hoffe, dass ich mich später heimlich zu meiner Mutter schleichen kann.

Bei meinem Vater habe ich noch nie geschlafen, Kai und Torsten lassen mich nur ganz selten zu sich ins Zimmer, meine Mutter öfter.

Gehe ich lieber gleich hinüber und stelle mich schlafend, denke ich, dann kann sie mich nicht wieder wegschicken! Also schleiche ich ein weiteres Mal durch den Flur. Ich lege mich in das kalte, sauber gemachte Bett meiner Mutter, schließe die Augen und versuche, ganz ruhig zu atmen.

Auf einmal fliegt die Tür auf.

Zwei Gestalten stehen in der Tür. Fremde Gestalten, die zackige Schatten werfen, ihre Hände fliegen in die Luft, ihr heißer Atem fährt durch die Stille des kühlen Raums, als zerrisse jemand dicke Pappe. Durch die Schlitze meiner Augen versuche ich etwas zu erkennen. Die Gestalten drängen beide ins Zimmer hinein – jetzt merke ich, dass sie miteinander kämpfen. Sie packen sich an den Handgelenken. Sie zappeln mit den Ellbogen. Sie wehren sich und treiben einander vor- und rückwärts.

Durch das Fenster scheint plötzlich ein grelles Licht. Es ist der Vollmond. Er greift in den Raum und reißt die Schatten heraus wie Fetzen einer Tapete. In seinem scharfen Strahl erkenne ich auf einmal die Fratzen der beiden Ringenden. Es sind ein Werwolf und eine Hexe. Die Hexe hat schillernd umrandete Augen und lange Wimpern und blutrote Lippen und viele, viele Haare. Der Werwolf hat ein rotes, verzerrtes Gesicht, und seine Haare stehen zu Berge. Er greift die Hexe an und treibt sie ins Zimmer. Sie weicht zurück.

»Nein!«, kreischt sie.

»Komm schon!«, zischt er böse.

Er packt sie an den Handgelenken und drängt sie mit dem Körper gegen die Wand.

An diesem Abend habe ich gesehen, wie ein Werwolf im Zimmer meiner Mutter mit einer Hexe gekämpft hat. Der Wolf versuchte immer abwechselnd, die Hexe zu beißen, und dann versuchte er, sie mit seinem Körper in die Wand hineinzudrücken.

Plötzlich hörte der Werwolf auf zu kämpfen. Beide waren auf einmal still. Meine Augen waren vor Furcht wie zugenäht, und trotzdem spürte ich, wie die beiden Wesen mich ansahen. Ich spürte es an ihrem heißen Atem, der in meine Richtung schlug.

»Hör auf!«, flüsterte die Hexe erschrocken. »Siehst du nicht, wer da liegt?«

»Ach nein! Nicht schon wieder!«, sagte der Werwolf leise und böse.

»Geh jetzt!«, zischte die Hexe ihn an.

»Du kommst mit!«, befahl der Werwolf kalt.

»Ich will nicht!«, sagte die Hexe, und sie spuckte jedes Wort langsam und überdeutlich aus dem blutigen Mund.

»Das kotzt mich so an!«, fluchte der Werwolf, aber er ging. Die Hexe stand noch lange da, ihr Atem wurde ruhiger und ruhiger, und schließlich spürte ich etwas Seltsames. Die Hexe kam zu mir. Sie beugte sich herunter, und ich fühlte ihre Hände auf meinem Haar, sirrend und zart fuhren ihre Krallen über meinen Kopf. Dann schlief ich ein.

Es ist Samstag, und deswegen kann ich den ganzen Tag spielen.

Ich spiele Wüste. Das rote Auto lasse ich den schwierigen Weg über die Teppichfransen fahren, obwohl es kein Jeep ist. Die Fransen sind wie Sand, der unter den Rädern wegleitet.

»Setz dich auf mich!«, höre ich plötzlich ein Flüstern und richte mich auf. Das Flüstern kommt aus der Couch. Irgendetwas stimmt nicht. Die Stimme hat weinerlich geklungen, aber auch falsch.

»Setz dich auf mich«, bittet sie wieder. Ich sehe mich um, ob irgendetwas Böses in der Nähe ist. Aber es ist Tag, und die Mutter ist nicht weit weg. Also habe ich keine Angst.

Ich lege das Auto beiseite und klettere auf die dicken Polster des Sofas. Sie sind so prall gefüllt wie ein Ball, sodass ich aufpassen muss, nicht hinunterzugleiten.

Ich sitze da und lächle, weil ich mir vorkomme wie ein König auf seinem Thron. Durch das geöffnete Fenster weht der Wind herein und wirbelt meine Haare auf.

»Torsten!«, rufe ich. »Kai!« Meine Brüder kommen und sehen mich neugierig an.

»Ich will euch etwas erzählen.«

»Na, da bin ich aber mal gespannt«, sagt Torsten.

»Wenn die Geschichte scheiße ist, kriegst du auf die Fresse«, sagt Kai.

»Gestern habe ich einen Werwolf gesehen, der mit einer Hexe gekämpft hat«, beginne ich meine Geschichte.

Sie gefällt meinen Brüdern, aber als ich fertig erzählt habe, grinsen sie nur.

»Ich glaube, der Werwolf hat den Kampf verloren, weil du da warst«, sagt Torsten lachend. Kai lacht auch. Sie lachen auf eine bestimmte Weise, die ich mit der Zeit von ihrem anderen Lachen unterscheiden lerne.

Der Schlaf der Vögel

Eines Tages wollte ich hinaussehen.

»Torsten, hebst du mich hoch?«, bat ich. Torsten stand vom Küchentisch auf, wo er und Kai gerade Landkarten zeichneten. Er hob mich auf das Fensterbrett, wo ich nun hocken durfte, seine Hand um meinen Gürtel.

»Wo schlafen die Vögel eigentlich?«, fragte ich ihn.

»In ihren Nestern.«

Stück für Stück rutschte ich auf den Abgrund zu, immer gegen den Zug seiner Hand arbeitend. Er ließ mich gewähren. »Fall nicht, Stöpsel«, sagte er schmunzelnd.

Ich schaute über die Dächer des Ortes, die sich den Hang hinaufzogen.

»Aber der Vogel da?«, fragte ich und wies auf einen dunklen Fleck auf dem Turmkreuz. »Was passiert, wenn der einschläft?«

»Dann fällt er herunter und ist tot«, erklärte mir Torsten.

»Dann darf er nicht einschlafen!«, rief ich besorgt.

»Das ist ja nur ein Vogel«, versuchte er mich zu trösten. »Nur einer von ganz vielen. Wenn der runterfällt, merkst du es wahrscheinlich gar nicht.«

»Aber das soll er nicht!«, sagte ich.

»Jeden Tag fallen Hunderte Vögel vom Himmel, und ihre Körper platzen auf dem Beton, weil sie im Flug eingeschlafen sind«, hörte ich da Kais Stimme. Ich wollte es nicht glauben, aber Torsten lachte und nickte und sagte, dass es so ist.

Noch lange saß ich am geschlossenen Fenster und sah zu dem Vogel auf dem Turmkreuz.

»Schlaf nicht ein!«, flüsterte ich ihm stumm zu und hoffte, dass er meine Gedanken hörte, so wie wir immer die Glocken hörten. Ich dachte, es ist gut, wenn die Glocken schlagen, dann kann der Vogel gar nicht einschlafen.

Meine Knie wurden steif, und ich ging wieder meinen kleinen Angelegenheiten nach, die damals so wichtig gewesen sind, die ich aber heute vergessen habe.

Als wir einige Wochen später einmal in den Wiesen spazierten, die Eltern und wir drei Kinder, da blieb ich plötzlich stehen.

»Was ist denn, kleiner Stopf?«, fragte die Mutter.

»Komm weiter!«, drängte der Vater. »Bleib nicht immer stehen!«

Aber ich stand da, auf dem Weg lag eine Taube. Sie war tot. Seltsame Körner quollen aus ihrem aufgerissenen Hals. Meine Mutter zog mich hastig ein Stück fort und kniete sich dann hin, um mir ins Gesicht sehen zu können.

»Sie ist eingeschlafen«, sagte ich. Und meine Mutter erwiderte nach einem Seufzen: »Ja, sie ist eingeschlafen.«

» Ich spürte auf einmal eine Sehnsucht. Eine Sehnsucht, in die ich mich ganz hineinwerfen wollte. Und neben der Sehnsucht war eine Trauer. Die war so groß, dass ich kurz die Augen zukneifen musste, um sie zu ertragen. Mit der Kraft dieser ganzen Trauer wollte ich mich dem Sehnen hingeben. Ich dachte, das Sehnen müsste mich doch zu Judith führen, da stand sie doch neben mir, und wir hatten so ein schönes gemeinsames Schweigen. Wie zwei Freunde, die sich lange kennen. Oder Freunde, die sich nicht lange kennen, aber beschlossen haben, dass sie sich lange kennen wollen. «

Ein eindrücklicher Roman, der von erster Liebe, feiner Wahrnehmung und dem Mut zur Innenschau erzählt.



ars vivendi 